
Zwischen Balance und Polarität: Vom Aufrechterhalten der Spannungen

Dialog nur in Grenzen

Dialog statt Dialogverweigerung, so hatte sich das ZdK schon vor Jahren positioniert und war mit diesen Thesen gut angekommen und auch rezipiert worden. Die Auseinandersetzungen in jüngster Zeit spiegeln jedoch, dass dieser Erklärung kein umfassender Erfolg beschieden war. Immer wieder eskalieren auch in unseren Kirchen mit bestimmten Personen oder Personengruppen Konflikte mit größeren Verunsicherungen oder Verwerfungen. Die Stimmung einer gemeinsamen Einheitlichkeit in der Willensbildung und in den kirchenpolitischen Ausrichtungen ist kaum zu erreichen. Dialog gelingt nur in Grenzen, Kommunikation ist fast nur situativ und personalisiert mit Erfolg möglich. Habermas' Ideal Herrschaftsfreier Kommunikation ist Vergangenheit.

**Wenn der Kern gewahrt ist und darin
Gemeinschaft wächst und spürbar ist,
dann kann und muss leidenschaftlich
um die peripheren Angelegenheiten
gestritten werden**

Richard Hartmann

Zunächst: das ist für die damit Konfrontierten schmerzlich; nicht selten gibt es gar Kommunikationsabbrüche mit Verbitterung und tief reichenden Wunden. Andererseits: mich überrascht diese Wahrnehmung nicht sehr. Eine der Signaturen unserer Zeit lautet »Postmoderne« – ich will die tiefere Diskussion darüber hier nicht führen. Doch mit diesem Begriff wird die Pluralität und Individualität letztlich zum Programm erhoben. Es gibt keine »einfachen« Positionen und Ausrichtungen. Weder gemeinsame Theoriekonzepte noch übergreifende Autoritäten

schaffen es, die Gemeinsamkeit zu behaupten. Immer wieder gibt es theorie-, auch theologiegestützte Optionen, die sich durchtragen und zugleich in Distanz und Differenz zu anderen stehen. Die v.a. in einem Milieu bürgerlicher Mitte gewünschte sanfte Einmütigkeit verfolgt ein Ideal, das in der Realität kaum Chancen hat. Das Leben in Widersprüchlichkeiten ist schon in persönlichen Lebenslinien für viele selbstverständlich geworden, in institutionellen Kontexten spiegelt sich das deutlich.

Was für die allgemeine Gruppenkommunikation gilt, wird noch drängender, wenn wir mit Institutionen zu tun haben, die ja auch davon geprägt sind, dass sie in einem komplexen Organisationsprozess bestimmte Kulturen entwickeln, denen sich die einzelnen Agierenden – um der Institution willen – unterzuordnen haben. Die Folge ist, dass Kommunikationen zwischen Institutionen noch wesentlich unflexibler sind als Kommunikationen einzelner Agenten, die als Individuen spontane Veränderungen der Kommunikationslinien nur vor sich selbst verantworten.

Beim Misslingen institutioneller Kommunikation stehen sich daher nicht selten Fronten gegenüber, die nur durch Austausch der in sie involvierten Personen wieder gelockert werden können. Mehrheitsregeln verändern hier gar nichts. Eine der einfachsten Weisen, solche Verhärtungen zu lockern, ist, die formell-institutionelle Kommunikation zu verlassen und durch informelle Begegnungen – warum nicht bei einer guten Flasche Wein – neue Anknüpfungspunkte zu schaffen. Darum brauchen gute Orte für institutionelle Kommunikation lange Flure, breite Treppenhäuser und atmosphärisch warme Orte für informelle Begegnungen.

Diese Wahrnehmungen irritieren natürlich in den kirchlichen Prozessen, die theologisch die »Einheit« als eines der Grundmerkmale der Katholizität einfordern. Paul Wess, langjähriger Pfarrer von Wien, Machstraße, und Privatdozent in Innsbruck, hat von daher immer wieder eingefordert, dass »gemeindlich« wichtige Entscheidungen nur im Konsensprinzip getroffen werden dürfen. Dass solche Prinzipien in einer schnellen und ausdifferenzierten Zeit heute ihre Probleme zeitigen, ist leicht nachvollziehbar. Als Alternative gilt nur eine relecture dessen, was an Einheit in der Verschiedenheit denkbar ist.

Pluralitätstoleranz

Für die einzelnen Kommunikationsteilnehmer wird darum eine Tugend immer wichtiger: die Pluralitätstoleranz. Es geht um die inneren Fähigkeiten, Spannungen zu erkennen und auszuhalten, ohne gleich die eigenen Positionen aufzugeben. Es geht um die Bereitschaft, die eigenen Positionen zu relativieren, das meint nicht, sie als unwichtig abzuwerten, sondern sie ins Verhältnis zu setzen mit anderen Positionen, auch mit solchen, mit denen es keine Gemeinsamkeit gibt.

Aggressivität in Diskussionsprozessen entsteht vor allem dann, wenn Menschen verunsichert sind, Angst haben um ihre Identität und Position, wenn sie fast kriegerisch sich verteidigen wollen in nicht selten ideologischer Verhärtung. Auch eine totale Fixierung auf die Verantwortung für ein übernommenes Amt oder die damit vermutete Rollenzuschreibung produziert solche Ängste. Natürlich werden die, die sich ihrer Position sicher sind, eine Politik des »Durchsetzens« verfolgen und sich darin »strategisch« – und wir nehmen die Herkunft des Begriffes aus

der Kriegssprache wahr – positionieren. Sie nutzen alle Möglichkeiten von der medialen Öffentlichkeit bis zur individuell platzierten Beeinflussung zum persuadere, was überreden *und* überzeugen meint. In diesen Versuchen, der eigenen Position Raum zu schaffen, spielt dann auch die Kompromissfähigkeit eine zentrale Rolle.

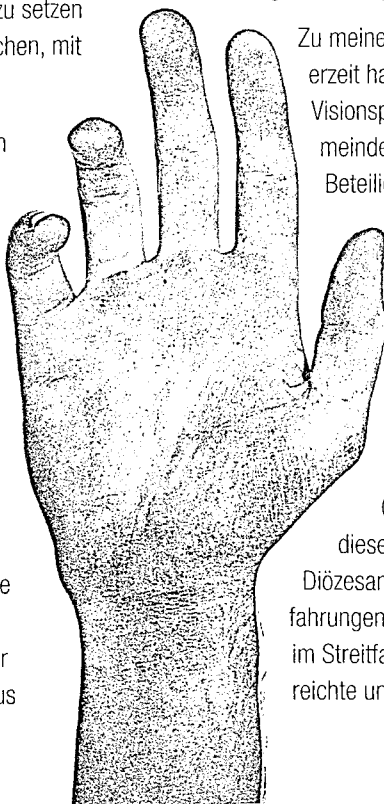
Allein kann ich in dieser Art, meine Einsicht, meine Politik, meine Grundhaltungen zu positionieren, schnell frustriert werden, wenn ich nicht die oben angemahnte Pluralitätstoleranz entwickle, die meine Position mit anderen in Relation setzt. Es geht schließlich um die katholische Haltung des »et – et«, des »sowohl als auch«

Wie viel Konsens muss sein?

Mit diesen Überlegungen ist noch kein Hinweis dafür gegeben, wie viel Konsens nötig sein könnte und wann die Differenz zu ertragen ist.

Mein erstes Plädoyer ist, möglichst viele Junktims, also angeblich nötige Kopplungen, aufzulösen.

Zu meiner Mainzer Hochschulpfarrerzeit haben wir im Rahmen eines Visionsprozesses eine eigene Gemeindeordnung entwickelt. Allen Beteiligten war klar, dass vorrangig in der Leitungsfrage – der Vorstand des Gemeinderates war ausdrücklich Teil einer paritätischen Leitung der Gemeinde – keine gesamtkirchliche Regelung möglich war. Darum beantragten wir nie eine offizielle Genehmigung und betonten diese Einsicht auch gegenüber der Diözesanleitung. Wir machten gute Erfahrungen – im Wissen, dass unser Weg im Streitfall nicht sicher sein werde. Das reichte uns.



Etliche steuernde Junktims sind machtorientiert gesichert: Finanzielle Abhängigkeit und Einfluss durch Personalentscheidungen machen unfrei. »Wes Brot ich ess, des Lied ich sing«, weiß die Volksweisheit. In manchen Auseinandersetzungen – zum Beispiel um Verbände und um andere Arbeitsgemeinschaften, aber auch im Verhältnis zwischen Kirche und Staat – muss das in unserem Bewusstsein verankert sein. Geld und Personal sind fast immer stärker als Einsicht und Toleranz. Sie zwingen zur Einheitlichkeit.

Doch auch der consensus ecclesiae, das Einstimmen in einen jahrtausende langen Prozess der Überlieferung in Schrift und Tradition, fordert die Überschreitung einer individualisierten Beliebigkeit. Es wird in unserer durch die Offenbarung Jesu Christi gestifteten Glaubensvorstellung nicht »jeder nach seiner Façon« selig. Wir ringen in unserer Kirche in unterschiedlichen Verbindlichkeitsgraden darum, die Einheit zu formulieren. Das kirchliche Lehramt, das in seiner Verbindlichkeit selbst an Schrift und Tradition und den Konsens der Kirche gebunden ist, ist eine der tragenden Organisationsformen dieses Prozesses. Ratsgremien, ökumenische Konzilien, Synoden tragen ebenso dazu bei wie die tatsächliche kirchliche Praxis in ihrer Ausdifferenzierung. Wesentliche theologische Prämissen relativieren jedoch auch alle hier getroffenen Entscheidungen. Wenn Gott die coincidentia oppositorum (Nikolaus von Kues), das Ineinsfallen aller Gegensätze ist, und wenn mit Anselm von Canterbury immer alles, was wir über Gott sagen, ihm unähnlicher ist, als es ihn schon trifft, und mit Augustinus gilt »Si comprehendis, non est Deus« (Sermones CXVII 3,5: Wenn du [es] verstehst, ist es Gott nicht), dann wird die Grenze der Definitionsmacht erkenntlich. In einer streitenden Kirche braucht es wahrscheinlich – auf allen Seiten – mehr denn je die theologia negativa, die Totalitarismen verbietet und sich ihrer Demut bewusst ist.

Vom Wert der Spannungen

Darum – theologisch begründet – bin ich dankbar für fast alle latenten oder öffentlich ausgetragenen Spannungen »um nichts als die Wahrheit« (man erinnere sich an die Diskussionen um Hans Küng). Dass dabei die Träger des bischöflichen Amtes eine besondere Verantwortung tragen, ist in unserer Kirche erkennbar. Zu wünschen wäre, dass sie als Führungspersönlichkeiten jene Pluralitätstoleranz entwickeln, die sie zu echten Brückenbauern (= Pontifex) werden lässt und nicht zu Zollbeamten, die nur die Grenzen sichern. Der Geist Gottes weht bekanntlich wo er will und ist – mit dem Vaticanum II – sogar außerhalb der Kirche wirksam. Zugleich werden sie, hoffentlich gut beraten, in konkreten Zusammenhängen auch Entscheidungen treffen müssen, um Grenzen zu sichern und nicht einer Beliebigkeit zu überlassen. Solche Entscheidungen haben es in sich, dass sie auf bestimmte Grenzen und Widerstände stoßen. Es ist gut möglich, dass diese Entscheidungen nochmals verändert werden. Karl Rahner wird zugeschrieben: »Wenn meine Positionen zurückgewiesen werden, müssen sie nicht falsch sein, es kann sein, dass sie nur zur falschen Zeit geäußert wurden.«

Vom rechten Gespür in einer streitenden Kirche

Der Blick in die Spiritualitätstradition unserer Kirche hilft nochmals weiter. Ignatius von Loyola legt den Exerzitanten Regeln über die kirchliche Gesinnung vor. Sie sind im Kontext ihrer Zeit und in einer nach der Reformation sicher als notwendig erachteten Romtreue formuliert. Grundsätzlich scheint die Bereitschaft aber auch heute hilfreich zu sein (mit Regel 10), die Anordnungen und Weisungen wie auch die Sitten unserer Vorgesetzten eher zu billigen und zu loben als zu tadeln, also nicht *zuerst* eine Lektüre unter Verdacht zu betreiben. Auch Vergleiche »zwischen uns, die wir noch leben, und den Seligen, die bereits von hinnen geschieden

sind« (Regel 12) werden kaum weiter helfen, außer bei einem Streit über die jeweilige Interpretationshoheit. Ignatius warnt vor zu schnellem Reden von Vorherbestimmung (15) und Gnade (17), gerade um eine einfache Totalitätsaussage zu vermeiden. Hans Urs von Balthasar, der wahrlich viele Konflikte in der Kirche ertragen musste, betont in diesem Sinn: »Und wenn die Kirche an ihren Rändern schwer erträglich und leicht kritisierbar wird, so musste das notwendige ‚Ertragen des Unerträglichen‘ und dessen eventuelles Kritisieren immer aus der Gesinnung der Mitte, der ‚pax‘ und ‚unitas caritatis‘ her geleistet werden.« Und weiter: »Kirchenkritik kann nur sinnvoll und schöpferisch sein, wenn man sich nicht (partiell) mit irgendeinem Aspekt der Kirche identifiziert, sondern mit ihrem Kern, wobei mit diesem nicht eine nur unsichtbare, ideale Kirche gemeint ist, sondern immer auch eine empirische, von Christus her stammende, von Anfang an mit einem Amt versehene. Der Kern, das Wesen, mit dem ich mich identifiziere, gestattet mir allenfalls eine kritische Einstellung zu peripheren Aspekten.« (Die Kirche lieben? S. 188, 196 f. In: Pneuma und Institution: Einsiedeln, 1974)

Diese Anmerkungen könnten nun falsch interpretiert werden als ein Plädoyer, alles zu ertragen und den Mund zu halten. Das Gegenteil ist der Fall. Wenn der Kern gewahrt ist und darin Gemeinschaft wird und wächst und spürbar ist, dann kann und muss vielleicht sogar leidenschaftlich um die peripheren Angelegenheiten gestritten werden.

Konkrete Wirklichkeiten

Was heißt das in der direkten Erfahrung?

In der Arbeit als Mitglied einer Fakultätskonferenz oder gar als Rektor einer Hochschule, verbunden mit etlichen zusätzlichen Kommissions- und Konferenzverpflichtungen, wird deutlich, dass das Argument, die Einsicht oder gar das institutionelle Gewicht nur ein kleiner Faktor sind, um für richtig und

notwendig erkannten Richtungs- und Leitpositionen Durchsetzungskraft zu verleihen. Politisch klug gilt es, Kontakte aufzubauen, in den richtigen Netzwerken zu sein, den entsprechenden Ausschüssen und Koalitionen. Auch die Menschen, die im Einzelfall eine ganz andere Position vertreten, dürfen nicht einfach diskreditiert werden, schon gar nicht aus »christlichem Geist«, auch ihnen ist zuzusprechen, dass sie eine Vielzahl von Einflussfaktoren für sich verarbeiten, um zu ihrer – je ganz anderen – Position zu kommen. Und – nochmals moraltheologisch gestützt – sie selber sind an ihre, vielleicht objektiv (?) irrende Gewissensentscheidung gebunden.

Immer wieder höre ich die Aburteilung bestimmter Rollenträger, zum Beispiel für die »Betonköpfe« in der Bischofskonferenz. Ich bin sicher nicht – was auch nur bei Schizophrenie ginge – mit den Positionen aller Bischöfe einverstanden. Vielmehr wird – je mehr ich meine Argumente ausdifferenziere – auch die Differenz zur Verhaltensweise anderer eher deutlicher als verwaschener. Als Berater in einer Bischöflichen Kommission, in der wir kein Stimmrecht bei Abstimmungen haben, wird mir darum umso mehr bewusst, wie auch vertrauensbildende Verhältnisse, das Wissen um die Einigkeit im Kern, die Grundbotschaft vom Reich Gottes, plötzlich die Gemeinsamkeit der Entscheidungen stärken. Ideologische Starren – von welcher Seite auch immer – machen Kooperationen unmöglich.

Daher ist es notwendig, auch im Verhältnis zwischen Bischöfen und ZdK, zunächst die vielleicht nur vermuteten die Diskussions- und Problemlagen genau einzuschätzen und ggf. nachzujustieren. Vertrauensbildende Maßnahmen, wie ein Treffen zwischen Vertretern beider Gruppen, können dem ausdrücklich dienen. Die Gefährdung solcher vertrauensbildenden Maßnahmen ist, die politische Wirklichkeit in strukturierten Abstimmungsverfahren zu unterschätzen. Es ist ein Unterschied, zu wissen, dass ich mit der Mehrheit einig bin, und zu wissen,

dass eine qualifizierte Minderheit letztlich entscheidungsrelevant ist. Dann ist abzuwägen, was welche politische Position wen kostet. Übrigens auf beiden Seiten: Was eine Provokation der Bischöfe das ZdK kostet und was der Konflikt mit dem weltweit stärksten und wichtigsten Laiengremium der Kirche die Kirche kostet. Auch diese Gewichtung wird von verschiedenen Positionen aus verschieden wahrgenommen. Manche solcher nicht zum Ausgleich kommenden Konflikte sorgen dann zum Teil für lange Zeiten für Kommunikationsunterbrechungen.

Solche Unterbrechungen eskalieren dann umso leichter, wenn sie auf dem juristischen Streitweg verändert werden sollen. Dass der apostolische Stuhl nur in ganz außergewöhnlichen Fällen gegen einen Bischof vorgeht, das kann sich jeder vernünftige Katholik ausrechnen. Dass er in kirchenpolitischen Konflikten interveniert, ist nur zu erwarten, wenn er seine eigene Position und Orientierungslinie stärken kann. Dass eine Entscheidung wie im Streit zwischen den Protagonisten von »Wir sind Kirche« und dem Bischof von Regensburg mit einer solchen Entscheidung der Apostolischen Signatur endet, war klar vorauszusehen. Und in diesem Falle ist noch nicht einmal eine eindeutige Festlegung zum vorliegenden Fall Wallner gegen Müller festzustellen.

Ich kann solche rein systemstabilisierenden Entscheidung bedauern, kann versuchen dagegen Einfluss auszuüben, aber ich muss in der Spannung zwischen Balance und Polarität damit rechnen und damit leben. Und ich werde immer wieder in die Diskussion die Frage einbringen, ob es um den Kern unserer Sendung geht oder um Peripheres. Und darum werden wir noch eine Zeit lang streiten.

Die laufenden Konflikte um die Anhänger der schismatischen Pius-Bru-

derschaft spiegeln das gleiche: Sie spiegeln die Option des Papstes, der dem Wunsch nach Einigung folgend gegenüber den vier Bischöfen ein Zeichen der Milde setzte – teilweise nur grenzwertig informiert –, und die noch längst nicht abgeschlossenen weiteren Verwerfungen, theologischen, kommunikativen und kirchenrechtlichen Folgen. Alle spüren, dass der erste Schritt Benedikts XVI. etwas aufgewühlt und zumindest bewegt hat, was verhärtet war, und vielleicht dann einer stabileren Klärung – auch Trennung – zuführen könnte.

Resümee

Ich erinnere mich gut an Zeiten, in denen im ND und speziell im *Hirschberg* möglichst alle kontroversen Diskussionen unterdrückt wurden. Es durfte kein Mitglied deswegen zum Austritt bewegt werden. Ich habe den Eindruck, wir sind – mit unserer gesellschaftlichen Situation – wieder ein Stück vorangekommen. So wünsche ich klare Positionen und auch Polaritäten und Differenzen. Ich wünsche mir, dass viele immer wieder das Visier öffnen, oder den Kopf herausstrecken, allerdings nicht mit dem Selbstbild, das alle Wahrheit für sich gepachtet hat, sondern mit der Lust, im Wettstreit von Wissen,

Einschätzungen und Positionen Zukunftsschritte einzuleiten. Denn was solche Polarisierung in einem Bund und in

unserer Kirche nur möglich macht, ist die stete Bemühung um eine Balance, in der niemand verloren geht oder in den Abgrund gestoßen wird. Auch im Aushalten einer solchen Spannung sind nicht alle in gleicher Weise geübt.

*Bbr. Prof. Dr. Richard Hartmann
lehrt Pastoraltheologie und
Homiletik an der Theologischen
Fakultät Fulda.*

